

Freunde der Monacensia e.V.
Jahrbuch 2018

Herausgegeben von Waldemar Fromm, Wolfram Göbel
und Kristina Kargl

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Förderverein *Freunde der Monacensia e. V.*
unter www.monacensia.net

BILDQUELLEN:

S. 41, S. 51f. Monacensia; S. 118f. Monacensia, Nachlass Max Halbe, L 119/16; S. 121 Monacensia Pa 888; S. 124 Ost- und Westpreußenstiftung in Bayern e. V., Nachlass Max Halbe, 3841; S. 128f. Monacensia, Nachlass Max Halbe, MH B 138; S. 136 Fuhrich/Prossnitz: *Max Reinhardt. Ein Theater, das den Menschen wieder Freude gibt*. München 1996; S. 141 Monacensia; S. 143 Münchner Stadtmuseum, Sammlung Graphik/Gemälde; S. 146f. Emil Orlik: Münchner Stadtmuseum, Sammlung Reklamekunst; S. 150 Deutsches Theatermuseum München; S. 206, S. 209, S. 210 aus Marie Haushofer, *Zwölf Kulturbilder im Leben der Frau* (1899) Foto: Sophia N. Goudstikker; S. 215, 216 aus: Cicely Hamilton, *A Pageant of Great Women* (1909); S. 238 Monacensia Nachlass Alfred Neumann, Sig. Pressestimmen; S. 241 Privatbesitz; S. 246f. Monacensia; S. 263, S. 290f., S. 292, Privatarchiv Johannes Michel, Mannheim; S. 294 Privatbesitz Helga Keiser-Hayne; S. 323 Monacensia, Nachlass Peter Horst Neumann; S. 327–S. 330 Monacensia, Nachlass Alfred Neumann. Sig. Biographische Dokumente II.

Dezember 2018

Allitera Verlag

Ein Verlag der Buch&media GmbH, München

© 2018 Freunde der Monacensia e. V., München

Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink

ISSN 1868-4955

Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-085-9

Marita Krauss

Geld und Boheme

Geschichte einer Hassliebe

Eine Collage¹

[MUSIK / MONEY, MONEY, MONEY ...]

»Liebe Maria! Aus einem eindringlichen Brief [...], der mir durch das Konsulat nachgeschickt wurde, sehe ich, daß man sich um meinen Verbleib beunruhigt. Es nahm sich vielleicht nicht gerade freundschaftlich aus, daß ich so spurlos verschollen bin und auf nichts mehr antwortete [...] – aber glaube mir, es geschah aus zarter Rücksicht. [...] B. meint, und Ihr anderen am Ende auch, ich hätte längst die berühmte Erbschaft angetreten und damit das Weite gesucht. Nein, das stimmt nicht, der alte Herr ist ja noch nicht einmal tot. Aber jedenfalls kann es nicht lange mehr dauern, und das ist einer von den Gründen, weshalb ich hier bin – bitte, erschrick nicht – in einer Nervenheilanstalt, oder sagen wir lieber Sanatorium, das klingt immerhin noch etwas milder. Sanatorium – ich seh' Dich und mit Dir alle die anderen verständnislos den Kopf schütteln. Ich bin auch nicht nervenkrank, nicht einmal besonders nervös, ich habe nur einen ›Geldkomplex‹. [...]«²

[MUSIK / MONEY, MONEY, MONEY ...]

»Du weißt, was ein Komplex in diesem, nämlich im pathologischen

¹ Der vorliegende Text ist die für den Druck eingerichtete Fassung einer Rundfunksendung in Bayern 2/radioKultur/radioRepertoire. Erstsending: am 3./4. Februar 2005; Wiederholung (zum 100. Todestag Franziska zu Reventlows) im Bayerischen Feuilleton/Bayern 2 am 21./22. Juli 2018. Stimmen: Udo Wachtveitl (Erzähler), Krista Posch (Franziska zu Reventlow), Gert Heidenreich (Bohemiens), Veronika von Quast (Marietta di Monaco), Alexander Duda (Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens) Musik: Esther Schöpf (Violine/Viola/Gesang), Norbert Groh (Klavier) Technik: Hans Scheck, Cordula Wanschura Redaktion: Gabriele Förg

² Alle Originaltexte von Franziska zu Reventlow sind kursiv gesetzt.

Sinne bedeutet? Etwa so: verdrängte, nicht ausgelebte Gefühle, Triebe und dergleichen, die sich, ich glaube, im Unterbewußtsein zusammenballen und einem seelische Beschwerden verursachen. Es handelt sich da um irgendeine neue Nervenheilmethode, die man Psychoanalyse nennt.«

Erstes Kapitel : Boheme – Rausch und Vision

Franziska Gräfin zu Reventlow, Autorin des Romans *Der Geldkomplex*, gilt als Königin der Boheme, als Verkörperung eines Lebensstils, wie man ihn in Städten wie Paris, Wien oder Berlin finden konnte. Seine besten Jahre hatte er um die Wende zum 20. Jahrhundert, in einer Zeit von Wohlstand, Wachstum und Frieden, sein endgültiges Ende wird mit dem Jahr 1933 angesetzt. In Bayern wurde München und in München besonders Schwabing zum Synonym für dieses Leben zwischen Rausch und Genialität, für ein kindlich-sorgloses Existieren von der Hand in den Mund.

HANS EGON HOLTHUSEN: »Münchenerisch ist das Grenzenlose, das Verfliegen der Ordnungen, die Aufhebung des Erwerbslebens und die Verdrängung aller Zusammenhänge durch ein Element aus Kunst, Musik und zärtlichem Wahn. Es ist die gliederlösende Panik eines Föhnmorgens im Februar, wenn man mit bräunlich-blühendem Katerkopf um die Milch anstehen muß, und der gute alte Käseonkel hat sich eine Nase vorgebunden und geriert sich wie eine Figur aus der klassischen Walpurgisnacht.«

Das Boheme-Swabing ist eine Vision, in der sich der Geniekult des 19. Jahrhunderts mit dem Freiheitsdrang der Studenten, Künstler und Bonvivants einer Friedensgeneration kreuzt.

[MUSIK / WENN ICH EINMAL REICH WÄR ...]

RODA RODA, *Schwabylon*: »München ist die Stadt, wo man seine Not am leichtesten verschmerzt – und seine Millionen am wenigsten genießen kann. Der Millionär hat ein Auto. Der Künstler fährt in der Elektrischen. Die Autos sind sehr langsam; die Elektrische ist flink; das ist der soziale Ausgleich. Der Millionär ißt in den feinsten Gaststätten, der Künstler nur in den wohlfeilen. In den feinen Münchner Gaststätten ißt man aber auch nicht gut; das ist wieder der soziale

Ausgleich. [...] Der Millionär kann sich nobel kleiden. Er hat aber nicht das mindeste davon, denn die Schwabinger Futuristen kleiden sich individuell, in Kaliko und Sturmpelerinen, und sehen Leute, die Toilette machen, über die Achsel an. Man erntet also mit seiner Kleiderpracht nichts als Ärger und gibt sie bald auf. Der Millionär kann sich täglich kämmen; dann hält man ihn aber für talentlos. Der Millionär kann sich zwei Geliebte halten; der junge Maler vier. Der Millionär besucht den Armenball; wenn er Graf ist, adelige Hausbälle; als Strohwitwer den Bal paré. Der Schwabinger vergnügt sich in der ›Brennessel‹ und im ›Bunten Vogel‹. In der ›Brennessel‹ ist es überaus amüsant, auf den adeligen Hausbällen unendlich langweilig. Wieder ein Werk der Himmelsgerechtigkeit. Es wäre töricht, die Existenz allgerechter Himmelsmächte anzuzweifeln angesichts von München-Schwabing.«

Viel Romantik schwingt mit, wenn Schwabingerinnen wie die Tänzerin und Diseuse Marietta über sich selber sprechen.

»Der Schwabinger ist kein Herdentier. Unerkannt geht er durch Armut und Einsamkeit. Unerkannt geht er durch den Luxus der Hochfinanz. Und unerkannt geht er sogar durch Schwabing. Er sitzt im Personenzug nach Tittmoning ebenso wie im Orientexpress. [...] Der echte Schwabinger hat Bekennermut. [...] Der läuternde Wermutkelch wird ihm Trost und Allheilmittel. Unbekümmert lernt er sein Schicksalsschiff steuern. Vorurteile werden über Bord geworfen, [...] Vertrauen und Sorglosigkeit leuchten ihm wie führende Sterne. [...] Der Schwabinger ist an keinen Ort gebunden, und manchmal wächst er sogar über Raum und Zeit hinaus. Freunde sagen dann: Er sei in den Olymp gegangen. Schwabing schläft nie ein. Es hat dieses unaufhörliche ›Stirb und Werde‹ und ist vergleichbar dem Vogel Phönix, der sein Nest aus Myrrhen verbrennt und immer wieder neu ersteht aus seiner Asche.«

Die Boheme lebte eine anarchisch-dionysische Kritik an der bürgerlichen Gesellschaft, an ihrem Gewinnstreben, ihren Wertmaßstäben. Der Wahlschwabinger Schriftsteller Franz Blei:

»Der Bohémien ist eine bürgerliche Erscheinung, was nicht dasselbe ist wie eine Erscheinung des Bürgertums. Er gehört zu ihm wie die Flöhe zum Hund. Ich glaube, daß sich auch die Flöhe über den Hund lustig machen, trotzdem sie von ihm leben und nicht er von ihnen...Wovon lebt der Bohémien? Er lebt von seiner Geste. Die hält ihn aufrecht. [...] Dem Bürger am nächsten, weil von ihm

bedingt, ist sie: den Bürger zu ärgern. Ihn noch komischer zu finden, als er ist. Ihn gruseln zu machen mit Verruchtheit. Ihm seine Götter verekeln. Das Geld zum Beispiel, indem man es nicht hat, oder, hat man es, indem man es sehr leichtsinnig ausgibt.«

[AKZENT / WENN ICH EINMAL REICH WÄR ...]

Das Leben ohne bürgerlichen Geldberuf, ohne regelmäßiges Einkommen und ohne überkommene Moralbegriffe fand in einer Gegen- oder Parallelwelt statt, in der sich Freiheit, Spontaneität und Individualität verwirklichen sollten. Dies machte die Boheme zu einer der alternativen Bewegungen, die um die Wende zum 20. Jahrhundert entstanden; dazu gehörten auch die Lebensreformbewegung, die frühe Ökobilbewegung, die Frauenbewegung. Mit allen gab es vielfache personelle Überschneidungen. Es ging der Boheme um eine neue, antiautoritäre Weltsicht: einen anderen Blick auf die Natur, den Körper und die Liebe, auf die sozialen Rollen, auf die Kunst; hier finden sich viele Parallelen zur 1968er Bewegung.

Am schärfsten unterschied aber das Verhältnis zum Geld und zu seinem Erwerb Bürger und Bohemien. Es gab eine untergründige Verbindung zum adeligen Blick auf das Geld, die vielleicht auch Franziska zu Reventlows Rolle in der Boheme erklären kann.

»Wir hielten es als Kinder für überflüssig und armeleutehaft, sich um Geldfragen zu bekümmern, und sahen verächtlich auf andere herab, die gegenseitig das Vermögen ihrer Eltern taxierten und darüber Bescheid wußten. Und späterhin war es eigentlich dasselbe. Geldnot? ... Das kann doch nicht Ernst sein [...] und selbst welches herbeischaffen müssen? Ein schlechter Scherz, zu dem man gute Miene macht, solange es nicht überhand nimmt [...].«

BERT BRECHT, *Lied von der belebenden Wirkung des Geldes:*

Ach, sie gehen alle in die Irre
Die da glauben, daß am Geld nichts liegt
Aus der Fruchtbarkeit wird Dürre
Wenn der gute Strom versiegt.

Jeder schreit nach was und nimmt es, wo er's kriegt.
Eben war noch alles nicht so schwer

Wer nicht grade Hunger hat, verträgt sich
Jetzt ist alles herz- und liebeleer.

Vater, Mutter, Brüder: alles schlägt sich!
Sehet, der Schornstein, er raucht nicht mehr!
Überall dicke Luft, die uns gar nicht gefällt.

Alles voller Haß und voller Neider.
Keiner will mehr Pferd sein, jeder Reiter.
Und die Welt ist eine kalte Welt.

Zweites Kapitel: Geld muss man lieben

»Liebe Maria, wir haben uns letztes Jahr wenig gesehen [...], aber Du weißt, daß mein Dasein schon vorher nur noch eine einzige wirtschaftliche Krisis war. Wie oft habt Ihr in Eurer Verblendung meinen Optimismus und meine Todesverachtung bewundert – mit Unrecht, denn gerade das ist mein Verderben gewesen. Ich habe die Sache mit dem Geld niemals ernst genommen, ließ es so hin gehen und dachte, es würde schon einmal anders werden. Kurz, um mich im Freudianerjargon auszudrücken – ich habe es entschieden ins Unterbewußtsein verdrängt, und das hat es sich nicht gefallen lassen.«

[MUSIK / TALER, TALER DU MUSS WANDERN ...]

»Bitte, haltet mich nicht für ernstlich gestört, aber ich bin tatsächlich dahin gekommen, es – das Geld – als ein persönliches Wesen aufzufassen, zu dem man eine ausgesprochene und in meinem Falle qualvolle Beziehung hat. Mit Ehrfurcht und Entgegenkommen könnte man es vielleicht gewinnen, mit Haß und Verachtung unschädlich machen, aber durch liebevolle Indolenz verdirbt man's vollständig mit ihm. Und das muß ich getan haben, denn ich ließ es kommen und gehen, wie es gerade kam und ging – ach, der verfluchte Optimismus, den Ihr so nett gefunden habt! Als es sich dann immer feindlicher gegen mich stellte, habe ich es gelockt, bin ihm nachgelaufen; aber da war es schon zu spät – es wollte nicht mehr.«

KURT TUCHOLSKY: »Zu dir kommt kein Geld – zu dir nicht. Erstens kommt Geld überhaupt nur dahin, wo schon etwas ist, Geld kommt zu Geld. Zweitens kommt zu dir kein Geld, weil du es nicht zündend genug liebst. Na ja, du möchtest es gerne haben [...], aber damit ist es nicht getan. Gern haben?

Du sollst nicht nur begehren deines Nächsten Bankkonto – du mußt Geld inbrünstig lieben, dich darauf herumsielen, es in die Körperhöhlen klemmen, na, lassen wir das. Vor allem kommt es nicht zu dir, weil es sieht, wie du es aus gibst. Du gibst es falsch aus [...]. Solange du nicht weißt, was Geldauszahlen bedeutet, solange wirst du kein Geld haben. Zahlen ist himmlische Gnade, Barmherzigkeit, Manna, Segen und unendliche Herablassung [...]. Zu dir kommt Geld nicht, weil du immer noch nicht gelernt hast: Wenn man von dir Geld haben will, so mußt du zunächst einmal das sagen, was jeder normale Mensch sagt, wenn man etwas von ihm haben will: Nein. [...] Dann: ›Zeigen Sie einmal her. Wieso drei Mark Vierzig? Sie sind wohl verrückt?‹ – Und dann nimm den Bleistift und streiche an der Rechnung herum. Und dann handle ihm die Hälfte ab. Und dann hol die Brieftasche heraus. Und leg die Rechnung hinein. Und zahle nicht. Und laß den anderen warten. Wer zahlt dir? Also.«

[Musik / Taler, Taler du muss wandern ...]

Aus dem *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*: »Durch viele Vorkommnisse wird das Geld uns im Wachen und im Traume vorhergesagt: Wenn einem die linke Hand juckt, so bekommt man Geld (juckt einem die rechte, so muß man Geld geben); [...] ist der erste Schmetterling, den man im Frühling sieht, weiß, so ist das geldbringend; wer nüchtern niest bekommt entweder Geld oder Schläge; [...] am Karfreitag soll man Linsen essen, am Gründonnerstag Grünes sowie Linsen und Hirse; Hirsekörner bedeuten viel kleines, Erbsen viel großes Geld; wie die Hirse quillt, so vermehrt sich das Geld, und je mehr Hirsekörner man ißt, desto mehr Goldstücke bekommt man in dem Jahre. [...] Träumt man aber von Geld, so wahrsagt das meistens Ungünstiges, zum Beispiel Läuse, Krankheit, Verdruß.«

Drittes Kapitel: Die Verzweiflung

»Also – die wirtschaftliche Krisis erreichte einen nie geahnten Höhepunkt. Du hast ja oft genug bei mir gewohnt, Maria, und kennst das aus eigener Anschauung – die Wohnung ist gekündigt, jedes menschenwürdige Möbelstück gepfändet oder schon auf Nimmerwiedersehen abgeholt – es klingelt beständig, aber man macht nicht mehr auf – jedes Poststück, das ins Haus kommt, beginnt mit ›Im Namen des Königs [...]‹ usw.

Trotzdem tauchen immer neue Leute auf, die Geld wollen, Geld, Geld und noch einmal Geld. Die ganze Atmosphäre bekommt etwas Überhitztes, Widernatürliches, schwirrt von abnormen Anforderungen. Es ist einfach nichts da, und doch hört, sieht, liest und erfährt man nichts anderes mehr, als daß jeder ›sein‹ Geld haben will.«

Eine Situation, die Franziska zu Reventlow selbst nur zu gut kannte. Sie lebte über Jahre in beengtesten Verhältnissen, versetzte Möbel, mußte immer wieder die Wohnung wechseln. Ihre Tagebücher spiegeln diesen täglichen Kampf.

Zeitweise prostituierte sich die Reventlow unter Pseudonym, zwischen Not und Nervenkitzel, in dem »Salon« der Frau X., einem Edelbordell. Die Übergänge von dem unbürgerlichen Boheme-Leben zwischen mehreren Männern und dem schnellen kleinen Geld durch Gelegenheitsbekanntschaften waren fließend. Die erotische Revolution, die für die Selbstdefinition der Boheme prägend war – Gleichberechtigung von Mann und Frau, Aufhebung der Pflichten und Verbote der Ehe, Recht auf uneheliche Mutterschaft – hatte also auch dunkle Seiten.

Das Motiv der Bohemienne, die sich verkauft, findet sich vielfach in der Literatur.

KLABUND, *Romane der Sehnsucht*: »Joshua sagte zu Ruth, daß er seit vier Tagen mit Ausnahme einiger halbverbrannter Mandeln, die ihm eine schmutzige Straßenitalienerin schenkte, nichts gegessen habe und daß es doch so nicht weitergehen könne. Sie sagte, sie hätte ihm doch erst gestern zwanzig Pfennige gegeben. Er sagte, für zehn Pfennige hätte er Semmeln gekauft, aber da wäre er in den Englischen Garten gekommen an den See, wo es so wunderbar im Frühfrühling zu sehen ist, wenn die Enten über die schmelzende Eisfläche tapfen

und bei jedem zweiten Tapp durchbrechen. Er habe die Hälfte des Brotes den Enten gegeben und die zweite einem kleinen Bolgneser Hündchen namens Nina [...] Ruth behauptete, er müsse doch außerdem noch zehn Pfennige haben. Er sagte: nein, denn die letzten zehn Pfennige hätte er an der Personenwage am Chinesischen Turm ausgegeben, um zu wissen, wie viel er wiege. »Ich habe in den letzten Wochen zwölf Pfund abgenommen.« Ruth lachte. Joshua lachte [...]. Dann küßte sie ihn auf den Mund. Und ging. Sekundenlang noch schmeckte er ihre Lippen in der Luft. – Nach drei Stunden erst kam sie wieder [...]. Und lachte schon von weitem. Ihr Lachen flatterte voraus. Er wollte traurig werden, aber das Lachen besänftigte ihn, schmeichelte und schnurrte wie ein Katze. »Oh wie reich wir jetzt sind!« Ihre Zähne blickten böse aus dem Munde. Es hatte eine ekelhafte Zunge an ihnen geleckert und gelegen [...].«

[MUSIK / MONEY, MONEY, MONEY ...]

BERT BRECHT: *Lied von der belebenden Wirkung des Geldes:*

Niedrig gilt das Geld auf dieser Erden
Und doch ist sie, wenn es mangelt, kalt.
Und sie kann sehr gastlich werden
Plötzlich durch des Gelds Gewalt.

Eben war noch alles voll Beschwerden
Jetzt ist alles golden überhaucht
Was gefroren hat, das sonnt sich
Jeder hat das, was er braucht.

Rosig färbt der Horizont sich
Blicket hinan: der Schornstein raucht!
Ja da schaut sich alles gleich ganz anders an.

Voller schlägt das Herz. Der Blick wird weiter.
Reichlich ist das Mahl. Flott sind die Kleider
Und der Mann ist jetzt ein anderer Mann.

»Ich [...] fühlte, daß die Kluft, die sich zwischen ihm – dem Gelde – und mir aufgetan hatte, nicht mehr zu überbrücken war. Es begann sich an mir zu rächen, und das Infame an dieser Rache war, daß es mich nicht nur mied, sondern eben durch seine völlige Abwesenheit alle meine Gedanken und Gefühle ausschließlich erfüllte, mich voll-

ständig in Anspruch nahm und sich nicht mehr ins Unterbewußtsein verdrängen ließ.

Es gibt Momente, wo Leute anfangen zu beten. Und es gab einen Moment, wo ich anfing zu rechnen, blind und inbrünstig zu rechnen. Ich rechnete beim Aufwachen und beim Einschlafen, rechnete wo ich ging und stand, rechnete all die Summen, die ich brauchte, in meinem früheren Leben gebraucht hätte und späterhin brauchen würde, zusammen und wieder auseinander, kalkulierte alle vorhandenen und nicht vorhandenen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in der Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. [...]

Daß man in dieser Verfassung nicht sehr umgänglich ist, kannst Du Dir denken. Ich fühlte denn auch, daß die Bekannten kein besonderes Vergnügen mehr an meinem Verkehr hatten. Sie fanden mich langweilig, präokkupiert und zitterten vor Geldansinnen. Darin hatten sie auch vollkommen recht, denn war ich mit Menschen zusammen, so tat ich im stillen nichts anderes, als sie taxieren und geeignete Momente abwarten, um sie zu einer Anleihe, einer Schiebung oder Unterschrift zu verlocken [...] Ich möchte gar nicht zu ausführlich werden, um Deinet- wie um meiner selbst willen. Denn wenn ich näher darauf eingehe, bekomme ich heute noch Rechenanfälle.«

Viertes Kapitel: Der Wohltäter – oder – das Leben auf Pump

Aus dem *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*: »Geldmännlein, Geldmännchen oder Heckemännchen genannt, ist ein kleines Männchen oder Kobold, das seinem Besitzer Geld bringt. [...] Alraun-, Geld- und Galgenmännchen kommen vom Teufel ...

[MUSIK / TALER, TALER DU MUSS WANDERN ...]

... sie alle sind auch Geldkacker, Geldscheißer, Dukatenkacker, Dukatenmacher, Dukatenscheißer genannt. [...] Auch andere Wesen gibt es, die Geld hecken und damit das Gleiche leisten wie das Geldmännlein. Findet man um Mitternacht auf dem Kreuzweg einen Drachen und füttert ihn um Mitternacht mit Hirsebrei, so läßt er jede Stunde ein Goldstück fallen.«

RODA RODA, *Schwabylon*: »Saß da einmal die knappe Mehrheit der seligen Elf Scharfrichter im Café Stefanie – saß mit betrübten Mienen, und alle wünschten sich eins: es möchte doch der russische Hofrat kommen, der immer so nobel zu helfen versteht, wenn man in der Klemme ist. Rosenboot hieß er und bohrte immer in der Nase; darum nannte man ihn kurzweg Rosenbohrer.

Im Augenblick öffnet sich die Tür, und der russische Hofrat erscheint. Mit einem Blick hat er die Lage erfaßt – beim nächsten Schlag seines guten Herzens beschließt er, einzugreifen. Er langt in die Westentasche und sagt: »Meine Herren, ich erinnere mich eben, daß ich jedem von Ihnen zehn Mark schulde. Verzeihen Sie, daß ich mich so spät erinnere!« Langt in die Westentasche und drückt Mann für Mann zehn Mark in die Hand – dem ersten, zweiten, dritten, vierten, fünften. Der sechste aber – Paul Schlesinger – ruft ungehalten: »Verzeihung, Herr Hofrat! Von mir haben Sie sich zwanzig Mark geborgt!«

Keine Boheme ohne Wohltäter. Der Mäzen hat Geld, vielleicht einen Titel, eine gute Stellung. Er ist ein Bürger – manchmal eine Bürgerin. Ein bißchen verachtet der Bohemien den Wohltäter, er nimmt ihn zumindest nicht ernst. Der Wohltäter ist die bürgerliche Weihnachtsgans, die man ausnimmt. Da er wohlwollend ist, erübrigen sich moralische Bedenken: Der Bohémien bietet seinem bürgerlichen Freund durch die Annahme der Wohltat eine Möglichkeit, sein Geld für eine gute Sache auszugeben. Dadurch erleichtert dieser sein Gewissen, investiert er doch sonst nur wieder in die Vermehrung des Geldes. Das ist diesmal bestimmt nicht der Fall. Denn er wird sein Geld von dem Schnorrer nicht zurückbekommen, das wäre gegen den guten Ton. Doch der Bürger wird mit seiner guten Tat für einen Atemzug Teil der Gegenwelt, der Boheme.

[MUSIK / WENN ICH EINMAL REICH WÄR ...]

KLABUND, *Romane der Sehnsucht*: »Aber ich habe kein Geld mehr«, sagte er. »Darf ich Ihnen aushelfen?« fragte sie schüchtern. Aber sie empfand eine förmliche Begierde, ihm Geld zu leihen, da sie fühlte, daß sie ihn auf diese Weise vielleicht an sich zu binden vermöge. »Hundert Mark!« Er sprang vom Divan auf und warf das Wort leicht hin auf den Teppich. »So viel Sie wollen.« Sie schwiegen.«

Das Geldausleihen entwickelte sich zu einer hohen Kunstform.

FRANZISKA ZU REVENTLOW, Herbst 1906: »Lieber Herr Schmitz! Vielen Dank für Ihre Karte – es ist Ihre eigene Schuld, wenn ich Ihnen heute mit einer Bitte komme, denn bei der Karte fielen Sie mir plötzlich als rettender Engel ein. Erschrecken Sie bitte nicht, ich will Sie nur auf kurze Zeit und wohlbegründete Sicherheit anpumpen.«

RODERICH HUCH, der jüngere Bruder der Schriftstellerin Ricarda Huch, in seinen Erinnerungen:

»Geld hatte Fox nie bei sich und entlieh von allen Bekannten kleinere und größere Summen, so lange er bei diesen seinen Nimbus aufrechterhalten konnte. Später, als sie ihn erkannt hatten, was manchmal länger dauerte, zuweilen aber sehr rasch ging, lieh ihm niemand mehr etwas. Einen Vetter der Gräfin Franziska zu Reventlow, den Baron Brockdorff, der übrigens ebensowenig Geld besaß wie sie selbst, pumpte er in meiner Gegenwart mit den Worten an: »Brockdorff, können Sie mir nicht mal hunderttausend Mark leihen? Bin eben in momentaner Verlegenheit, in zwei Tagen können Sie den Zimt wieder haben.« Brockdorff griff in die Westentasche, bedauerte, »zufällig gerade nicht so viel bei sich zu haben«, und Fox deutete mit einer großen Geste an, daß er die Angelegenheit als eine Bagatelle betrachtete und auf das Geld keinen Wert lege.«

[MUSIK / MONEY, MONEY, MONEY ...; Choral]

FRANZISKA ZU REVENTLOW: »Du hast [...] manchmal behauptet, es ginge bei mir wie in den Lesebuchgeschichten, wo fromme Leute eine Kirche oder dergleichen nützliche Dinge bauen wollen, ohne jegliches Kapital, aber mit unerschütterlichem Gottvertrauen. Schon wollen sie verzweifeln, richten aber gläubig den Blick gen Himmel – sieh, da klingelt es, und ein anonymes Wohltäter schickt eine unwahrscheinliche Summe.«

Fünftes Kapitel: Kunst ist Luxus

RODA RODA, *Schwabylon*: »Die Künstler sind Drohnen der Gesellschaft. Wie überflüssig wir alle sind, von Thomas und Heinrich Mann an bis zu Frau Fourths-Maler – es ließe sich sofort erweisen, wenn es uns plötzlich befielen, ein Jahr lang zu streiken; alle Welt

würde befreit aufatmen – vor allem die Verleger und Theater. Doch den Gefallen tun wir ihnen nicht. Ich nicht ...

[AKZENT / MONEY, MONEY, MONEY ...]

... Kunst ist Luxus. In Zeiten wirtschaftlichen Niedergangs wird sie zuerst getroffen – was wir seit etlichen Jahren auf das empfindlichste spüren. Die Kunst findet Förderung nur in einem reichen Staat. Je größer rings der Wohlstand, desto leichter hat es die Zufälligkeitserrscheinung des Genies, sich durchzusetzen. Und die Erhöhung des Lebensstandards gelingt am ehesten im reglementierten Staat, wo wenig veruntreut, viel gespart und weitblickend regiert wird. Heimat der Kunst wird nicht etwa ein Zukunftsland sein, dessen einzelne Bürger ziemlich gleichmäßig und daher mittelmäßig mit Gütern gesegnet sind; nein, jenes andere Gemeinwesen mit unausgeglichene Vermögensdissonanzen, wo über der großen schuftenden Masse eine dicke Bourgeoisie steht und der excessive Reichtum einzelner Prominenter ...

[AKZENT / MONEY, MONEY, MONEY ...]

... Kunst gedeiht im Frieden, in ruhigem, behäbigem Wohlstand. – Krieg, Kriegsgefahr, Wirren und Wahlen – Erhitzungen der Volkseele – machen das Thermometer des Kassenrapportes sinken. Die Kunst läßt erhitzte Bürger kalt.

Ein milder Absolutismus, eine mit demokratischem Fett geölte, geräuschlose Staatsmaschine dient der Kunst am besten. Der Protz als Mäzen, Bürger und Edelmann als Genießer, der Arbeiter als halb zufriedener Räsoneur – diesen Zustand müssen wir erstreben [...].

Ein Künstler, der zur Revolution aufruft, ist blitzdumm; ist vielleicht ein Fanatiker mit herrlichen Instinkten; Politiker ist er nicht [...].

Der weise Autokrat wird die Kunst nach Möglichkeit fördern, wird gern sehen, daß seine Untertanen Geld verdienen, Bilder kaufen, für Rilke und Arthur Schnitzler schwärmen, Bibliophiliker werden und sich Ex libris zeichnen lassen von Willi Geiger, Hubert Wilm und George Grosz, – Robespierre, Marat und Bakunin hingegen hatten keine Ex libris.«

[AKZENT / MONEY, MONEY, MONEY ...]

Der Luxus der Boheme bestand in ihrer Form zu leben, die auch ihre höchste Kunst ausmachte: Denn Künstler und Bohémien waren kei-

neswegs identisch. Die ekstatische Existenz zwischen durchwachten Nächten, dem Rausch von Liebe, Alkohol, Drogen oder Tanz war künstlerischem Tun nicht eben förderlich. Die »gottähnliche Kunst der Faulheit« stand hoch im Kurs.

FRANZISKA ZU REVENTLOW in *Viragines oder Hetären*: »Wir sind dazu da es gut zu haben und uns nicht plagen zu müssen.«

Die künstlerische Ausdrucksform der Boheme war meist die »kleine« Kunst. Gelegenheitsarbeiten sollten das Überleben sichern: Frank Wedekind sang Bänkellieder für die *Elf Scharfrichter*, Erich Mühsam verkaufte Schüttelreime, Franziska zu Reventlow schickte Witze an die Zeitschrift *Simplicissimus* – für drei Mark das Stück. Joachim Ringelnatz wurde Hausdichter im Lokal »Simplicissimus« der Kathi Kobus.

[MUSIK / WENN ICH EINMAL REICH WÄR ...]

»Der ›Simpl‹ war der Mittelpunkt der Boheme und war weltberühmt geworden [...]. Die jungen Künstler sangen zur Laute oder zum Klavier. Andere tanzten, führten Theaterszenen, Zauberkünste vor, jede Art künstlerischer Unterhaltung ward geboten. Anfangs geschah dies improvisiert, später, als Kathi dadurch viel Geld gewann, nach Vereinbarung und gegen Bezahlung, allerdings sehr spärliche Bezahlung [...]. Ich dichtete ein langes humoristisches Gedicht. [...] Den ›Simplicissimusträum‹ – so hieß das Gedicht – trug ich nun allabendlich vor. Er wurde stürmisch verlangt. Ich dichtete neue Lokalverse hinzu. Kathi stellte mich den Künstlern vor, und nun saß ich, wie ersehnt, am Künstlertisch. Jeden Abend bis drei Uhr nachts. Die Schoppen Magdalener, die ich trank, mußte ich nicht mehr bezahlen, und später erhielt ich sogar eine Tagesgage von einer Mark. Dafür mußte ich zweimal je vier bis fünf Gedichte vortragen. [...] Kathi Kobus schenkte niemals jemandem etwas, ohne Gegenleistung zu fordern, oder ohne geschäftlichen Vorteil daraus zu ziehen. Und sie nutzte die Kräfte, die in ihrem Dienst standen, bis aufs äußerste aus. Vielleicht mußte das so sein. Anders hätte sie ihr Unternehmen wohl nicht so hoch gebracht.«

JOACHIM RINGELNATZ, *Der Simpl*

So etwas wie Askese als Voraussetzung für künstlerische Arbeit schien vielen Schwabingern abwegig. Ihre Kunst war die Selbstvergessenheit, nicht die Schärfe der künstlerischen Wahrnehmung.

Die Tänzerin Marietta in ihren Aufzeichnungen:

[MUSIK AUS DER CZARDASFÜRSTIN (GEIGE/KLAVIER)]

»Jaj – Maman – Bruderherz – ich kauf' dir die Welt. [...] Man verlor sich; denn man tanzte, tanzte – und dachte nicht an den Alltag. Nur immer wieder diese Melodie und drehende Paare. Gegen Ende und Morgen war meine Laune auf unbeschreibliche Versöhnlichkeit gespannt. Ich befahl einem Maler, der mir Leid angetan hatte, mit mir zu tanzen – und er gehorchte wortlos. [...] In kalter Morgenluft grölte seine Lena – fest in ihren Mantel eingehüllt – immer noch: Jaj – Maman – Bruderherz – ich kauf' mir die Welt. Jaj – Maman – was liegt mir am lumpigen Geld ---? Frierend, verschminkt und verhungert wie ein Proletarierring – versudelt wie die entgleiste, nachbarlich sitzende Kammerzofe.«

Marietta di Monaco, *Ich kam – ich geh*

Ein aufstrebender Künstler, der in der Boheme verkehrte, war der damals 22jährige Rainer Maria Rilke. Franziska zu Reventlow schrieb im März 1897 in ihr Tagebuch: »*Und dazwischen Rilke. Jeden Morgen ein Gedicht in meinem Briefkasten, das gefällt mir.*«

Rilkes eleganter Bettelbrief an den freigiebigen Schriftsteller Ludwig Ganghofer vom 16. April 1897 verbindet große Aufrichtigkeit mit Selbststilisierung, eine Lebensbeichte mit der Schilderung künstlerischen Ringens – natürlich ohne den kleinsten Hinweis auf sein Schwabinger Leben, das den moralischen Ganghofer hätte irritieren können.

»Hochverehrter lieber Herr Doktor, [...] nun habe ich alle meine gelösten Rätsel auf dem Herzen und ich wüsste kaum jemand Lieberer, dem ich sie sagen möchte – als Sie, verehrter Herr Doktor. Wie gut Sie mir sind, hab' ich erfahren dürfen und wie tief und treu ich Ihnen vertraue, gestehen Ihnen die folgenden Zeilen [...].

So. Liebster, vielverehrter Meister, wenn man eine sehr dunkle Kindheit hinter sich hat, bei der der Alltag dem Gehen in dumpfkalten Gassen gleicht und der Feiertag wie ein Rasten im grauen, engen Lichthof ist, wird man bescheiden. Und noch bescheidener, wenn man aus diesen trüben und doch verweichlichten Tagen, 10 Jahre alt, in das rauhe Treiben einer Militäranstalt gesteckt wird, wo über das kaum bewusstgewordene Sehnen nach Liebe eine eisige, wilde Pflicht wie ein Wintersturm hinwüthet [...] Im 5. Jahr meiner Militärerziehung (dem 15. meines Lebens) erzwang ich endlich meinen

Austritt. Es wurde nicht viel besser. Man steckte mich nach Linz in eine Handelsakademie, wo ich eine trostlose Comptoirzukunft vor mir dämmern sah. – Nach kaum Jahresfrist riß ich mich [...] durch einen Gewaltakt los [...]. Man wollte das Letzte versuchen. Da in beiden vorherigen Anstalten und in meiner Familie mit Spott und Missbehagen bemerkt worden war, dass ich ›Gedichte mache‹, wollte man mir das Gymnasium ermöglichen. Damals war es der Bruder meines Vaters [...], der mir [...] mit reichen Geldmitteln das kostbare Privatstudium [...] ermöglichte [...]. Nach drei Jahren ernster, aber freudiger Arbeit hatte ich das ganze achtklassige Gymnasium [...] so gut durch, daß ich im Sommer 95 meine Matura mit Auszeichnung ablegte. Leider konnte mein Oheim diesen Erfolg [...] nicht mehr schauen. [...] Es blieben keinerlei testamentarische Bestimmungen, als die, daß seine Töchter, meine Cousinen, mir [...] die Universitätsjahre gewähren sollten [...].

[MUSIK / TALER, TALER DU MUSS WANDERN ...]

Nun ist mir: es geben nicht alle Leute gleich. Und ich habe in den zwei Jahren meines Universitätsstudiums ziemlich stark das Gefühl erworben, daß ich den beiden Damen eine lästige Pflicht bin. [...] Und dann: ich habe auf dieser Bahn gar kein Ziel. Denn ich koste immer, immer und immer neu Geld, und wenn ich Doctor bin und nicht als Gymnasialsupplement verkümmern mag – so koste ich eben wieder Geld bis zu irgend einer Professur, nach der mich aber so gar nicht verlangt.

Mit jedem Tag wird mir klarer, daß ich Recht hatte, mit aller Kraft von Vornhinein mich gegen die Phrase zu stemmen, die meine Verwandten lieben: Kunst ist, was man so nebenher in den Freistunden betreibt, wenn man aus der Kanzlei kommt etc. – Das ist mir ein furchtbarer Satz. Ich fühle, das ist mein Glaube: Wer sich der Kunst nicht ganz mit allen Wünschen und Werten weihet, kann niemals das höchste Ziel erreichen. Und ist überhaupt nicht Künstler. Und, nun kann es keine Überhebung sein – wenn ich gestehe, daß ich mich Künstler fühle, schwach und zag in Kraft und Kühnheit, aber doch lichter Ziele bewußt. [...] Nicht als Martyrium betrachte ich die Kunst – aber als Kampf, den der Auserwählte mit sich und seiner Umgebung zu kämpfen hat, um dem größten Ziel, dem einen Feiertag, reinen Herzens entgegenzugehen [...] Aber das braucht einen ganzen Mann! Nicht ein paar müde Freistunden.

Ich weiß nicht, liebster Meister, inwieweit sie mir zustimmen und ob

Sie vielleicht das Ungestüm des jungen Grolls weise belächeln; dann verzeihen Sie auch. – Jetzt bin ich von der Universität los. – Die Zeit ist da. Lieber Herr Doktor, Sie haben mir selbst mal angetragen, mir Hilfe zu geben, wenn ich deren bedarf. Nun denn: heute bin ich da. [...]

Und um Alles auf einmal zu erbitten: Bei mir liegt schon längere Zeit eine Humoreske von einer lieben Collegin, die auch in der Fischer-schen Rundschau etc. mitarbeitet und einigen Namen, aber sehr arge Verhältnisse hat, der Gräfin Franziska zu Reventlow. Glauben Sie Herr Doktor, daß das harmlose Ding (ich sende es gleichzeitig) in die Gartenlaube genommen wird? Nichtwahr es ist schlimm, wenn einer der selbst arg der Hilfe bedürftig ist, noch Anderen helfen will. Zürnen Sie mir nicht deshalb [...].

Nun, vielverehrter Meister: Frohe Ostertage. Der lieben Frau Gemahlin meinen Handkuss, Fräulein Lolo Grüsse und Ihnen Sie Gütiger, soviel Dankbarkeit, als ich ein Leben lang durch Thaten beweisen kann.«

Ganghofer bezahlte.

Sechstes Kapitel: Die Unternehmung – oder – Viele Wege führen zum Geld

[MUSIK / TALER, TALER DU MUSS WANDERN ...]

Aus dem *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*: »Das Zählen des Geldes (namentlich bei zunehmendem Monde) wirkt im allgemeinen günstig; man soll es in der Christnacht oder am Himmelfahrtsfest tun; freilich heißt es auch: wer häufig Geld zähle, dem fallen frühzeitig die Haare aus [...] und durch häufiges Zählen werde das Geld immer weniger. Geld vermehrt sich, wenn man es in der Neujahrsnacht Schlag 12 Uhr auf den Tisch legt; auch wer, ein Geldstück in der Hand haltend, zu dieser Zeit vom Tische herunterspringt, wird das ganze Jahr Geld haben. [...] Auch mehrt sich das Geld wieder, wenn man zum letzten Geldstücke sagt: Du mein lieber Letztling, bring' mir einen Schiebekarren davon!«

RENÉ PRÉVOT, *Seliger Zweiklang*: »Ja, der Schwabinger Fasching war erfinderisch: Einmal, als kein Geld mehr im Hause war, kam die schöne Anita auf den Einfall, ein Armband zu versetzen und dafür einen Korb Orangen zu kaufen, den sie abends in ihrer italienischen Nationaltracht auf einem Künstlerfeste feilbot. Der Erfolg der ras-

sigen Erscheinung überstieg jede Vorstellung. Der ganze Freundeskreis lebte einen Monat vom Erlös. [...]

Und wieder einmal war kein Geld da! Der Dichter René Schickelé brauchte dringend ein Paar Schuhe, denn er mußte seine selbständig gewordenen, wir sagten: seine ›secessionistischen‹ Schuhsohlen mit Schnüren festbinden.

Es wurde also an allem gespart im gemeinsamen Schwabinger Haushalt, dem die gute Anita vorstand. Da machte das besorgte Hausmütterchen beim morgenfrühen Milchholen entzückt die Entdeckung, daß eine werbetüchtige Firma schmackhafte neue Frühstücks-Kekse in kleinen Reklamepäckchen täglich vor Sonnenaufgang vor alle Wohnungstüren legte. O rettendes Manna! [...] Die Schwabinger Zigeunerschar entschloß sich, drei Tage lang nicht erst zur Mittagsstunde aufzustehen, machte sich auf und brachte ganze Rucksäcke voll zum Frühstückstisch. Die Angelegenheit hatte fast ein juristisches Nachspiel. Aber es blieb theoretisch. Die Rechtsgelehrten konnten sich darüber nicht einig werden, wessen ›Eigentum‹ die vor die Türen gelegten Päckchen waren. Sie gehörten offenbar nicht mehr der Firma und noch nicht dem Wohnungsinhaber. Sie waren Gemeingut [...].«

[MUSIK / TALER, TALER DU MUSS WANDERN ...]

In ihrem Roman *Der Geldkomplex* verlegt Franziska zu Reventlow die Gegenwelt der Boheme in eine Nervenheilanstalt. Die Erzählerin, in vielem der Autorin nah verwandt, wartet dort, versteckt vor ihren Gläubigern, eine Erbschaft ab, für die sie vorher eine Scheinehe eingegangen ist. Die Wartezeit füllt sich mit einer Reihe fabelhaft-spekulativer Projekte, wie man zu Geld kommen könnte – vor allem, nachdem sie ihren alten Freund Henry, einen »Gründer«, wiedertreffen und bei ihm ebenfalls einen Geldkomplex festgestellt hat.

[MUSIK / MONEY, MONEY, MONEY (GESANG)...]

»Du kannst Dir denken, daß Henry und ich uns viel zu erzählen hatten und endlos von alten Zeiten redeten. [...] Die Bekanntschaft begann mit einer sehr schönen, sehr langen und sehr kostspieligen Reise, von der wir ohne einen Heller zurückkehrten. Er gab dann seine bisherige wissenschaftliche Tätigkeit auf und verlegte sich auf Unternehmungen. Der erste Anlaß dazu war ein Exfreund, dem er ein beträchtliches Kapital ins Geschäft gesteckt hatte und der es nicht

wieder herausrücken wollte. [...] Er hatte alles rechtzeitig einer Tante zediert. Aber er hatte eine vielversprechende Erfindung gemacht. [...] Ich sehe Henry noch, wie er dann eines Tages plötzlich auf den Tisch schlug und sagte: ›Jetzt hab' ich's.‹ Acht Tage später hatte er auf die Erfindung des Exfreundes eine GmbH gegründet, hatte eine elegantes Büro mit zahllosen Plänen, Grundrissen und Gipsmodellen und telefonierte den ganzen Tag. Wenn ich mich recht erinnere, handelte es sich um einen feuersicheren Kinemasaal. [...] Wie die Geschichte ausging, bringe ich nicht mehr zusammen und es tut auch nichts zur Sache. Jedenfalls begann er damit seine Laufbahn als Gründer. [...] Böse Zungen behaupten heute noch, es sei bei all seinen Unternehmungen nie etwas herausgekommen, aber das kennt man ja, [...] fragte man ihn, wie es stehe mit der oder jener Geschichte?, so hieß es: schlecht, gerade im entscheidenden Moment kam etwas dazwischen, aber ich habe jetzt eine neue Sache an der Hand, und wenn die nicht einschlägt, soll mich der Teufel holen. Manchmal verschwand er auch eine Weile, und man hatte Angst, er sei verkracht, aber er war nur rasch in Südamerika oder sonstwo gewesen, um irgendein Unternehmen ›in die Wege zu leiten‹. Dann tauchte er wieder auf und mit ihm ein neues Büro, ein imponierendes Türschild, [...] Modelle, Telefongespräche und Aktionäre. [...] Wir schwelgen in alten Erinnerungen: [...] wie ich einmal Geld hatte, [...] wie du einmal Geld hattest, [...] oder: als es mir damals ernstlich an den Hals ging [...].«

[AKZENT / MONEY, MONEY, MONEY ...]

Münchener Illustrierte Zeitung 1910, (Faschingsausgabe): »Ein junger Künstler aus dem Schwabinger Seitenviertel bittet den redlichen Finder seiner jüngsten zu Verlust gegangenen epochemachenden Ideen inständigst, dieselben irgendwo zu verwerten und 50 % des erzielten Honorars einzusenden an Kszkuruzki, Café Boheme.«

[AKZENT / MONEY, MONEY, MONEY ...]

»Im Büro war ein Arbeiter damit beschäftigt, eine große Holzkiste aufzubrechen [...] Henry erzählte uns derweilen ausführlich die Geschichte der südafrikanischen Goldminen, derenthalben er damals fortging. [...] Henry erfuhr gleich bei seiner Ankunft, daß die Gesellschaft ihn [...] seiner Stellung enthoben und einen Herrn Alramsecker zu seinem Nachfolger gemacht hatte. Dieser [...] schickte ihm ohne

weiteres einen Trupp von sechzehn Kaffern entgegen, die ihn verhaften sollten. Die Witwe hörte in höchster Spannung zu und fragte fast atemlos: ›Ja, [...] und was taten Sie da?‹ ›Zuerst fotografierte ich die Kaffern, sagte Henry schlicht und ohne Pose. ›Fotografierten die Kaffern? [...]‹ ›Ja, um Beweismaterial gegen Herrn Alramseder in der Hand zu haben.‹ – Pause. Tatsächlich ist es ihm dann auch gelungen, [...] die leitende Stellung wieder an sich zu bringen [...].

Inzwischen war die Kiste endlich aufgebrochen, und Henry hob eine sonderbare, unförmliche Gipsgeschichte heraus, die das Minenterrain darstellte. Quer durch geht ein blau angestrichener Fluß. Er erklärte uns die geographische Lage und daß die Goldlager sich unter dem Fluß befänden. ›Und wie bekommt man das Gold da heraus?‹ fragten wir. ›Das ist ganz einfach, antwortete er und hob ohne weiteres den blau angestrichenen Fluß heraus, mit einer so überzeugenden Geste, daß wir einen Moment das Gefühl hatten, wenn es darauf ankäme, würde er es auch in Wirklichkeit so machen.‹

[MUSIK / WENN ICH EINMAL REICH WÄR ...]

KLABUND, Romane der Sehnsucht: »Joshua war in der letzten Zeit jeden Tag mit Ruth im Automobil nach Hause gefahren. Es regnete, er konnte ihr doch nicht zumuten, zu Fuß zu gehen. Er brauchte jeden Abend durchschnittlich zehn bis fünfzehn Mark. Er begann schon keinen Mittag mehr zu essen. Seiner Wirtin schuldete er zwei Monate Miete und Wäsche und Frühstück dazu. Jeden Morgen trank er mit Ruth Schokolade, dazu gab es kalte Platte, Eier und Früchte. Die Wirtin weigerte sich, noch mehr für ihn auszulegen. Ich brauche Geld, viel Geld. Er überlegte, wo er es stehlen könne. Vielleicht mit Kolk zusammen. Sie müßten sich ein Automobil mieten, Kolk konnte ja steuern, und vor einem Bankgeschäft der stillen Vorstadt vorfahren. Er, Joshua, müßte dann maskiert den Kassier mit vorgehaltenem Revolver zwingen, einige fünfzig- oder hunderttausend Mark herauszugeben. Mit dem Auto würde es leicht gelingen, zu entfliehen. Am nächsten Morgen las er in der Zeitung von dem Überfall der Pariser Automobilapachen auf ein Bankhaus in irgend einem Faubourg: er war genau so ausgeführt, wie Joshua seinen Plan bedacht hatte, und vortrefflich geglückt. Joshua wütete: Jetzt tun es einem die Hunde zuvor [...].«

»Leute, die von ihren Zinsen leben, sind viel anomaler, [...] plötzlich sterben zu müssen, was jedem passieren kann, und das ganze Kapital liegt noch da, mit dem man sich unendliches Pläsier hätte

verschaffen können. Mir würde dieser Gedanke alle Seelenruhe nehmen [...]. Was hatte ich von Haus aus für einen sympathischen Charakter, und wie sehr hat er unter den Geldkalamitäten gelitten. Es gibt gewiß keine Gemeinheit, die ich nicht mit Vergnügen beginge, wenn sie sich rentierte, aber es gibt zu wenig Gelegenheit [...]. Wäre nur Henry für einen Gründer nicht viel zu anständig, ich begreife allmählich, daß es eben das ist, was ihn immer wieder um den Erfolg bringt [...]. Glaubst Du, er wäre auch nur imstande, einen Wechsel zu fälschen?»

Siebttes Kapitel: Wie gewonnen, so zerronnen

FRANZISKA ZU REVENTLOW, Brief an Franz Hessel, 10. November 1912: »Inzwischen wurde auch der Schwabinger Roman fertig und angenommen und gepfändet und wieder freigegeben – ich war vierzehn Tage in München, habe dann in Ascona meine Schulden bezahlt.«

[MUSIK / MONEY, MONEY, MONEY ...]

FRANK WEDEKIND, *Teure Frau Redaktion*:

»Denn ohne das Geld müssen wir elend sterben.
Man kann es stehlen, erben oder auch erwerben,

Wobei es sich als praktisch empfiehlt,
Daß man niemals kleinere Summen stiehlt.

Denn für das Stehlen von kleineren Summen
Muß man baumeln oder wenigstens brummen.

Erben kann man hingegen, wie man will;
Der eine erbt wenig und der andere viel.

Das Geld-Erwerben ist äußerst gefährlich
Und der Ertrag in der Regel spärlich;

Darum erwirbt man nur, wenn man muß –
O ich armer Hieronymus! [...]

Das Kapital muß nämlich stets ein wenig winseln,
damit sich seine Reize anständig verzinseln. [...]

In Franziska zu Reventlows Leben passierte im Frühjahr 1914 eben das, was sie in ihrem »Geldkomplex« beschreibt: Sie kam in den Besitz der

kleinen Erbschaft, für die sie sich mit dem »Saufbaron« Rechenberg verheiratet hatte. Im Roman wartet sie im Sanatorium auf die Auszahlung.

[MUSIK / TALER, TALER DU MUSS WANDERN ...]

»Lukas handelt mit mir [...], wieviel ich festlegen soll und wieviel ich verjubeln darf. Ich höre andächtig zu und träume dabei von einer Reise nach Siam – ich weiß nicht, warum mich gerade das so besonders lockt – von Kleidern, Pferden, Landhäusern – kurz, ich übersetze mir die Zahlen in erfreuliche Wirklichkeiten.

Vor einem halben Jahr hätte der Gedanke an ein gesichertes Dasein noch etwas Verlockendes für mich [...] gehabt. Aber das Geschick hat den Bogen überspannt. [...] Meinst Du, ich wäre je wieder imstande, ohne die qualvollsten Zwangsvorstellungen eine Wohnung zu mieten [...]? Ich fürchte, ich werde überhaupt nie wieder wohnen können, nur mehr logieren, ganz oberflächlich, vorsichtig, ohne Zusammenhang [...]. Ich mag auch keine Briefe mehr abschicken, wahrscheinlich ist das eine Art Neurose. Henry hat etwas Ähnliches – er kann sich nicht entschließen, Briefe aufzumachen, weil er die Zwangsvorstellung hat, es möchte etwas Unangenehmes darin stehen [...]. Auf seinem Schreibtisch ist ein Extrafach, wo die uneröffneten Korrespondenzen hineinkommen. Es sind Briefe aus allen Weltgegenden darunter, auch eingeschriebene und Eilbriefe. [...] Hier und da sitzen wir vor diesen Briefen, betrachten sie und malen uns aus, was wohl darin stehen mag. Soll man sie öffnen? Soll man sie liegenlassen? Und wie lange? [...] Ich glaube, wir sind im Grunde überzeugt, daß sie durchs Lagern besser werden, und daß die Nachrichten, die bei voreiligem Öffnen noch ungünstig lauten würden, sich vielleicht mit der Zeit in eine gute verwandeln.«

[MUSIK / MONEY, MONEY, MONEY (GESANG)...]

Monte Carlo wird dann im Roman nach einer Vorauszahlung des erwarteten Erbes zum verwirklichten Bohemeparadies.

»Hier bin ich vollkommen und wunschlos glücklich, Maria, mir ist, als hätte ich die Heimat gefunden und alles, was dazugehört. Man wohnt nicht, man ist im Hotel, und am Spieltisch gibt es keine Vergangenheit, keine Zukunft und keine Gegenwart mehr, keine Spannungen und keine Gedanken. Denn ich muß bemerken, das Jeu hat

für mich nichts Aufregendes, es wirkt im Gegenteil beruhigend, man sieht nur Geld, hört nur Geld, fühlt nur Geld, und das ist gerade das, was mir nottat. Einmal gehört es mir, einmal nicht, es rollt fort, schiebt sich wieder vor mich hin.«

Doch das Geld ging, im Roman wie im Leben, im großen Schweizer Bankenkrach von 1914 verloren. Die Gräfin trug es mit Fassung und schrieb aus Ascona an eine Freundin: »*Der kurze Glanz war sehr schön, der Krach eigentlich auch ganz lustig, und der Entschluß, im Ausland zu bleiben, erlösend. – Kurz, Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt!*«

In ihrem Roman heißt es dazu:

»Unser Dasein hier steht natürlich im Zeichen des Bankerotts, und auch das hat seinen Charme. [...] Man fraternisiert mit anderen Mitverkrachten und ist beständig von Leuten umringt, die über Hypotheken, Bodenwerte, Aktien, gestohlene Depositen, sichere und unsichere Papiere reden. Die ganze Atmosphäre hat eine kapitalistische Note bekommen, die ungemein wohltuend ist. Unsere Popularität ist ins Ungeheure gestiegen, wir gelten zum mindesten für Millionäre, weil wir unsere Verluste mit Würde tragen, und haben schrankenlosen Kredit. So läßt sich's ganz gut leben [...].

Ich gehöre jetzt selbst zu den Gläubigern – der verkrachten Bank natürlich – und das gibt dem Geld gegenüber einen ganz anderen Gesichtspunkt. Wer weiß, ob es mich nicht noch hoch respektieren lernt, wie es eben nur Gläubiger respektiert, und auf ebenso unwahrscheinliche Weise wiederkehrt, wie es sich verabschiedet hat. Leb wohl, ich will mit Gottfried zum Schneider. Es schadet meinem Ansehen, daß er immer und immer noch ohne Überzieher herumläuft. Und um vier Uhr muß ich zu einer Gläubigerversammlung.«

[MUSIK / MONEY, MONEY, MONEY ...]

Literaturverzeichnis

Ungedruckte Quellen

Monacensia Literaturarchiv, Nachlass Ganghofer, 484-491/78, Briefe von Rilke, Brief 22

Gedruckte Quellen

Blei, Franz: *Erzählung eines Lebens*. Wien 2004

Brecht, Bert: *Lied von der belebenden Wirkung des Geldes*

Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Hg. von Hanns Bächtold-Stäubli/Eduard Hoffmann-Krayer. Berlin/New York 1987

Huch, Roderich: *Alfred Schuler, Ludwig Klages und Stefan George: Erinnerungen an Kreise und Krisen der Jahrhundertwende in München-Schwabing*. Amsterdam 1973

Klabund: *Romane der Sehnsucht*. Wien 1930

Marietta di Monaco: *Ungarisches Café am Nürnberger Platz und eine Sommernacht auf dem Zürichsee*. In: Dies.: *Ich kam – ich geh. Reisebilder, Erinnerungen, Porträts*. edition monacensia. München 2002, S. 30

Prevot, René: *Seliger Zweiklang*. München 1946

Reventlow, Franziska zu: *Tagebücher 1895-1910*. München/Wien 1971

Dies.: *Briefe 1890-1917*. München/Wien 1975

Dies.: *Viragines oder Hetären*. Zürich 1899

Dies.: *Der Geldkomplex*. In: Dies.: *Romane*. München 1976, S. 251-356

Ringelnatz, Joachim: *Der Simpl*. In: Schaefer, Oda (Hg.): *Schwabing verliebt, verrückt, vertan*. München 1972, S. 93-97

Roda-Roda: *Schwabylon oder der sturmfreie Junggeselle*. München 1922

Tucholsky, Kurt (Peter Panter): *Mancher lernts nie*. In: *Die Weltbühne*, 13.05.1930, Nr. 20, S. 738

Wedekind, Frank (Hieronymus): *Ein politisch Lied II. Theure Frau Redaktion*. In: *Simplicissimus* 2, 1897/98, Nr. 19 vom 3.8.1897